

Die Rebellion der intellektuellen hinter dem eisernen Vorhang

Autor(en): **Korab, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE REBELLION DER INTELLEKTUELLEN HINTER DEM EISERNEN VORHANG

VON ALEXANDER KORAB

DIE SOWJETUNION

Unser Mitarbeiter wird in einem weiteren Aufsatz das gleiche Problem im Bereich der Satellitenstaaten, einschließlich China, behandeln und in einer abschließenden Darstellung die Gegenoffensive der kommunistischen Parteien gegen die Rebellion der Intellektuellen sowie deren Erfolge und Niederlagen schildern. *Redaktion*

Fünf Jahre nach dem Tode Stalins lassen auf dem rein politischen Gebiet keine Symptome einer grundsätzlichen Änderung im Wesen der sowjetrussischen Diktatur erkennen. Chruschtschew hat alle Krisen des Regimes bisher relativ gut überstanden. Mit Hilfe rücksichtsloser Machtkämpfe und mit taktischen Schwenkungen, mal in Richtung einer kraftvollen Entstalinisierung, mal unter den Anzeichen einer rückläufigen Bewegung, die auf eine offenkundige Restalinisierung hinausläuft, versucht der eigentliche Nachfolger des im Frühjahr 1953 verstorbenen Tyrannen die territoriale, ideologische und außenpolitische Erbschaft zu retten. Er verstand es, sowohl die Opposition der Geheimpolizisten Berijas, der Technokraten Malenkows, wie auch der Militärs Schukows zu zerschlagen. Nur eine Rebellion vermochte Chruschtschew bis zum heutigen Tage nicht völlig auszuschalten. Es ist die Rebellion der Intellektuellen, Schriftsteller, Künstler und Dichter.

Das Unterfangen des Kremls ist um so schwieriger, als der Aufstand der Intellektuellen in den anderen kommunistischen Ländern — zumindest in Polen — zu konstitutionellen Veränderungen geführt hat, die trotz aller Gegenmaßnahmen der Gomulka-Partei von bleibendem Wert zu sein scheinen. Diese Erscheinungen stehen in ständiger Beziehung zu den widerspenstigen Kräften in Rußland und befruchten laufend die Entwicklung in der Sowjetunion

Es schien, als ob nach dem Tode des literatur- und kunstfeindlichen Tyrannen die neue Epoche zu einem neuen Aufschwung im sowjetrussischen literarischen und künstlerischen Schaffen führen werde. Es gab mutige und verheißungsvolle Versuche auf allen Gebieten des kulturellen Lebens, und man sprach von einem russischen Tauwetter, in dem man sich auf die gleichnamige Novelle Ilja Ehrenburgs stützte. Aber die totalitäre Partei hat die frischen Knospen des neuen Beginns nicht aufblühen lassen. Die kurze Tauwetter-Periode wurde von dem

frostigen Schriftstellerkongreß Ende 1954 wieder auf das Eis des sozialistischen Realismus gelegt. Den verzweifelten Schriftstellern und Künstlern hat sich ein schmaler Spalt der Hoffnung erst Anfang 1956 gezeigt, als das in Moskau tagende Gremium der Weisen der herrschenden Partei das erstarrte System der dogmatischen Lehre Stalins verworfen und ein Programm der Lockerungen versprach.

Monate vergingen seit dem XX. Parteitag und keine Feder rührte sich, um neue Romane, Dichtungen und Theaterstücke dem hungernden Publikum des riesigen Landes zu geben. Vielleicht wurde in dieser Zeit für die Schublade geschrieben, vielleicht trauten sich die Schriftsteller und Dichter nicht, ihre neuen Werke den staatlichen Buchverlagen und den zensierten literarischen Zeitschriften überhaupt anzubieten; vielleicht fürchteten sich die Chefredaktoren und Kritiker der Moskauer und Leningrader Kunstzeitschriften, belehrt durch das jähe Ende des Tauwetters der Jahre 1953/54, irgend etwas anzunehmen, was wieder den Zorn der Parteizensoren hätte hervorrufen können. So blieb die Öde der flachen Literatur mit ihren positiven Helden der Arbeit und schwarz-weiß gemalten Problemen weiter bestehen.

«*Nicht vom Brot allein . . .*»

Aber eines Tages, im Spätsommer 1956, war das Eis gebrochen. In der Augustausgabe 1956 der Moskauer literarischen Monatszeitschrift «*Nowyj Mir*» erschien der erste Teil eines Romans, der den rätselhaften Titel *Nicht vom Brot allein* trug. Der Abdruck wurde in der September-Nummer fortgesetzt und in der Oktober-Ausgabe abgeschlossen¹. Seither ist der Roman ein ausgesprochener Bestseller in der ganzen Sowjetunion geworden. Reisende, welche die Sowjetunion zu jener Zeit besuchten, erzählen, daß man in der Moskauer U-Bahn, in den Leningrader Omnibussen, in den Straßenbahnen der anderen großen Städte der Sowjetunion, in den Vorortzügen und Eisenbahnen das gleiche Bild sah. Angestellte, Sekretärinnen und Arbeiter, die zur Arbeit und von der Arbeit fuhren, trugen die Exemplare der Zeitschrift «*Nowyj Mir*» mit sich, in ihrem charakteristischen blauen Einband, und wenn man diese genauer anschaute, waren es immer die gleichen Nummern acht, neun und zehn: die Nummern mit dem Roman «*Nicht vom Brot allein*». Die Zeitschrift, die in 140 000 Exemplaren erscheint, wanderte in der ganzen Sowjetunion von Hand zu Hand.

Der Verfasser des Romans «*Nicht vom Brot allein*», *Wladimir Dudinzew*, blieb bis zu seiner heutigen Popularität in der Sowjetunion und außerhalb der Grenzen des Sowjetstaates ein unbekannter Mann. Der sowjetische Bestseller des Jahres 1956 war rein stilistisch gesehen kein Glanzstück der russischen Prosa. Er ist in der Manier der großen

Vorbilder der russischen Realisten des 19. Jahrhunderts geschrieben, und man sieht darin vor allem einen starken Einfluß der Werke Tolstojs. Aber trotz der langatmigen und ein wenig ermüdenden Beschreibungen der Natur in dem entlegenen sibirischen Ort Musga und des Städtebildes des heutigen Moskau fehlt dem Roman Dudinzews die herrliche epische Breite Tolstojs, wenn der Autor auch manchmal in der Vorliebe für die Darstellung der Einzelheiten eine beachtliche Leistung hervorbringt.

Es ist jedoch nicht die stilistische Seite, die dem Roman «Nicht vom Brot allein» beim sowjetrussischen Leserpublikum einen durchschlagenden Erfolg brachte, obwohl der russische Leser in dem realistischen Bild der Wohn- und Arbeitsverhältnisse des Städte- und Siedlungsbaus, ohne die bisherige übliche Schönfärberei, bestimmt eine Genugtuung empfand. Die Stärke des Romans lag in seiner Aktion, in seinem Inhalt. Es ist die Geschichte, man möchte sagen Epopäe, von dem Leiden des Einzelmenschen, von dem Titanenkampf eines armen Teufels, der sich gegen die Macht der herrschenden Bürokratie durchsetzen will. Von diesem Standpunkt aus gesehen erinnern die einzelnen Szenen, die zugleich zu den stärksten des Buches gehören, an die apokalyptischen Bilder des «Schlosses» von Kafka. Die gleiche Verlorenheit und Machtlosigkeit des Einzelmenschen, eine ähnliche diabolische Verschwörung der herrschenden sozialen Verhältnisse gegen den Protest des Einzelwesens. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Werken besteht darin, daß der Held Dudinzews sich letzten Endes doch durchsetzen kann und die Gerechtigkeit über die bösen Mächte triumphiert.

Das Ringen Lopatkins

Der Roman Dudinzews behandelt die Geschichte eines bescheidenen, aufrichtigen Menschen, der in einer harten, aufreibenden Arbeit eine neue Maschine erfindet und keine Möglichkeit hat, seine Erfindung der sowjetrussischen Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Der Erfinder ist ein ehemaliger Mathematik-Lehrer in einem sowjetrussischen Provinznest. Dimitrij Alexejewitsch Lopatkin, so heißt der Held des Romans, hat durch das Studium und eine selbständige Arbeit das Projekt seiner Maschine für eine automatische Produktion von Eisenröhren abgeschlossen und versucht, die zuständigen Stellen in den sowjetrussischen Regierungskreisen und unter den Fachleuten in der Wirtschaft dafür zu interessieren. Er gibt seinen Lehrerposten auf, verläßt die sibirische Kleinstadt und begibt sich nach Moskau. Er ist voll Glauben und Enthusiasmus und muß eine Kette von Enttäuschungen über sich ergehen lassen. Dem jungen Erfinder, der keinen Wert auf Protektion und die sogenannten Beziehungen legt und an die menschliche Leistung des Indi-

viduums glaubt, steht eine feindliche Welt der Staatsbürokratie gegenüber, die keine neuen Ideen und Männer sehen will. Diese Welt der eng zusammenhaltenden Cliques schreckt vor keinem Mittel zurück, das ihre Monopolstellung sichert.

Lopatkin geht in Moskau von Amt zu Amt, von Institut zu Institut, von Ministerium zu Ministerium und bittet nicht um Hilfe, sondern um Verständnis. Aber seine menschliche Würde, seine Aufrichtigkeit findet nirgends Gehör. Überall sitzen die seelenlosen, kalten Bürokraten, die den jungen Erfinder als einen lästigen Ruhestörer oder gar als einen Irren ansehen, der gegen die bestehenden Gesetze der Bürokratie ankämpfen will.

Es gibt auch eine andere Sorte von Feinden Lopatkins; das sind die Kreise der engstirnigen Wissenschaftler, die auf ihren privilegierten Posten sitzen und eine geschlossene Front gegen die Träger neuer Ideen bilden. Zwischen der Regierungsbürokratie und diesen beamtenähnlichen Wissenschaftlern besteht eine enge Symbiose, die durch gemeinsame Machenschaften, Intrigen und Privilegien entstanden ist. Lopatkin gerät in das Intrigenspiel dieser Kreise, wird gedemütigt, schikaniert, ausgenutzt, betrogen. Die hochgestellten Kollegen raten ihm, die wissenschaftliche Forschungsarbeit aufzugeben und in das Provinznest zurückzukehren. Die Regierungsbürokraten sind in ihrer Trägheit über den strebsamen Mann erbost, verärgert. Der Mann erscheint ihnen als ein gefährlicher Individualist, der, anstatt sich einem von der Obrigkeit anerkannten wissenschaftlichem Kollektiv, das heißt einer Clique von Nutznießern des Regimes, anzuschließen, auf eigene Faust arbeitet und keine Bereitschaft zeigt, die notwendige Demut und Ergebenheit dem allmächtigen Moloch der Bürokratie entgegenzubringen.

Der Autor schildert in einer Nebenfigur des Romans, und zwar in dem alten Professor Busjko, daß die Tragik des jungen Erfinders Lopatkin an sich nichts Neues im Sowjetsystem ist. Der Professor ist vor Jahren bei einem ähnlichen Vorhaben gescheitert und muß im Elend sein Leben fristen, nachdem er seinen Lehrstuhl verloren hat und überall auf Schwierigkeiten gestoßen ist. Er arbeitet eifrig weiter an seiner Forschung, obwohl er keine Wendung zum Besseren erwartet. Aber der alte Mann hofft, daß vielleicht der junge Lopatkin auf Grund seines Optimismus und Glaubens an das Gute der Menschen doch eines Tages Erfolg haben werde. Der Weg zu diesem Erfolg ist aber lang und mit immer neuen Hindernissen verbunden. Die Bürokraten und ihre Verbündeten in den Wirtschafts- und Wissenschaftskreisen einigen sich, daß man Lopatkin keine Chance geben dürfe. Man stiehlt ihm seine Erfindung und denunziert ihn wegen eines angeblichen Verstoßes gegen das Staatsgeheimnis. Lopatkin wird zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt und in ein Konzentrationslager gesteckt. Die Bürokratie und die Konkurrenten vom Fach triumphieren.

Der verhaftete Lopatkin hatte in dem großen Meer der Verständnislosigkeit, Gleichgültigkeit und Feindschaft einige Freunde gefunden, die, gleich wie er, an das Gute und an das Gerechte glauben und gegen das begangene Verbrechen anzukämpfen versuchen. Sie sind in einer traurigen Minderheit. Eine Frau, Nadjeschda Sergejwna Drosdow, die ihre Ehe mit dem schlimmsten Feind Lopatkins löst und alles für den zu Unrecht Verurteilten tut, der alte Professor Busjko, ein in Regierungskdiensten stehender Wissenschaftler, Professor Galitzkij, und einige Konstrukteure, Techniker und Arbeiter, die Lopatkin als einen aufrichtigen und gerechten Menschen kennen lernten und mit ihm zusammenhalten. Diese Handvoll Menschen kämpft gegen das Unrecht und findet einen Verbündeten unter den Justizbeamten. Einer der drei Richter, die Lopatkin abgeurteilt haben und dem bereits während der Verhandlung Zweifel an der angeblichen Schuld des Erfinders gekommen sind, nimmt sich der Sache an und setzt die Revision des Prozesses durch. Nach einhalb Jahren wird Lopatkin als schuldlos befunden und kehrt aus dem Konzentrationslager zurück. Die bürokratische Verschwörung bricht zusammen, die Feinde Lopatkins bitten ihn um Verzeihung und wollen die ganze Affäre vertuschen. Sie wollen ihn in den Kreis ihrer Cliquenwirtschaft, der Intrigen, aufnehmen. Aber der Held des Romans schleudert ihnen auf einem Staatsbankett den Satz: «Nicht vom Brot allein lebt der Mensch» entgegen. Er will weiter um die Wahrheit und Gerechtigkeit in der Sowjetunion kämpfen. Er glaubt an den Sieg des Guten, und diesen Glauben teilen seine Gefährten und Freunde mit ihm.

Die Welt des Bösen

Das ist der Inhalt des Romans Dudinzews, durch den zwei große Linien laufen. Es ist die Linie des Guten und des Neuen, verkörpert in der Person des Haupthelden Lopatkin, und es ist die Linie des Bösen, des Gestrigen, aber auch des Heutigen, die an Hand einer ganzen Pläjade von Bürokraten und Karrieristen demonstriert wird.

Eine der Hauptfiguren dieser Welt der herrschenden Kaste der sowjetrussischen Bürokraten ist Leonid Iwanowitsch Drosdow, der in dem Roman zunächst als Direktor eines großen Eisenkombinats in Sibirien und später als Chef einer Hauptabteilung eines Ministeriums in Moskau auftritt. Kühl und herzlos, zynisch und menschenfeindlich erscheint Drosdow als ein Prototyp der sowjetrussischen Industriemanager. Auf dem Weg zu Macht und Privilegien sind Drosdow alle Mittel recht, und er wendet sich mit der Präzision einer gut funktionierenden Maschine gegen seine Gegner. Für Drosdow gibt es keine menschlichen Beziehungen, keine Freunde, keine Aufrichtigkeit in den Gesprächen. Dudinzew läßt ihn einmal ganz offen darüber sprechen. Und Drosdow, ein Ver-

treter der sowjetrussischen führenden Schicht der Technographie, meint, für ihn kämen nur Menschen in Frage, die eine Perspektive hätten. Unter Perspektive versteht er die Machtposition, Beziehungen und nochmals Beziehungen. Für Schwache und nach Gerechtigkeit Suchende hat Drosdow kein Verständnis. Für ihn sind das Schwächlinge, die das Leben zusammenbricht. Und Drosdow rechnet auf die Solidarität der Bürokratie, auf ihre gemeinsamen Interessen bei der Verteidigung der beherrschenden Position im Staate. Zynisch sagt er dem um Gerechtigkeit und Verständnis ringenden Erfinder Lopatkin: «Du bist ein Held, aber Du bist allein. Wir sind ein Kollektiv, und das Kollektiv entscheidet. Du bist eine tragische Figur... Du bist ein genialer Individualist, aber wir brauchen nicht Deine gigantischen Ideen².»

Ist Drosdow ein Beispiel für den machtgierigen Exponenten der sowjetrussischen Bürokratie, so wird ein stellvertretender Minister, Pawel Iwanowitsch Schutikow, als ein Bürokrat anderer Prägung geschildert. Für Schutikow ist nicht die Macht über die Menschen das Verlockende, für ihn sind die materiellen Vorzüge, das Leben eines Bonzen, die Flucht der Dienstzimmer in Leder und Seide und aus ausgesuchten Hölzern, die eleganten Automobile, die hohen Gehälter das Entscheidende. Aus allen diesen Gründen hält Schutikow mit Drosdow zusammen und mit einer breiten Clique unterer Beamten, Kombinatdirektoren, verdienter Helden der Wissenschaft.

Meisterhaft schildert Dudinzew die völlige Kluft, die zwischen dieser Kaste der Regierungs- und Industriemagnaten des sowjetischen Staates einerseits und der Arbeiterschaft andererseits herrscht. Drosdow und Schutikow haben stets Phrasen von sowjetischem Patriotismus, der politischen Wachsamkeit und der vaterländischen Pflicht auf den Lippen. Aber sie haben keinen Kontakt mit dem einfachen Menschen in der Sowjetunion, mit den Millionen von Arbeitern in den von Drosdow und Schutikow beherrschten Industriebetrieben.

Dudinzew führt uns in seinem Buch in die innere Atmosphäre, die in den sowjetischen Ministerien, Kabinetten der Direktoren, Konferenzsälen und in den Vorzimmern der Bürokratie des Sowjetstaates herrscht. Die prunkvolle Ausstattung, der luxuriöse Lebensstandard der hohen Beamten und der Industriemanager kontrastiert im ganzen Buch mit dem harten Leben der unteren Schichten der Bevölkerung, mit den katastrophalen Wohnverhältnissen, mit dem täglichen Kampf um die Existenz.

Das Buch wurde vom sowjetrussischen Leserpublikum als eine Offenbarung der längst bekannten Tatsachen in einer künstlerischen Form aufgenommen. Die sowjetrussischen Studenten, ein großer Teil der Kritiker und vor allem die sowjetrussischen Arbeiter sollen nach übereinstimmendem Urteil der ausländischen Besucher «Nicht vom Brot allein» als ein Werk des wirklichen sozialistischen Realismus bezeichnet haben.

Kirsanow sucht die neuen Herzen

Die zweite Hälfte des Jahres 1956 brachte nicht nur den Roman Dudinzews. In der September-Nummer der gleichen Moskauer Literaturzeitschrift «Nowyj Mir» wurde ein Gedicht des sowjetrussischen Lyrikers der mittleren Generation, *Semjon Kirsanow*, abgedruckt, das bald zu einem literarischen Ereignis ersten Ranges in der Sowjetunion und in den slawisch sprechenden Ländern Osteuropas geworden ist. Es handelte sich um eine ausgesprochen politisch-soziale Lyrik, die schonungslos die in der Sowjetunion herrschenden Verhältnisse angriff. Das Gedicht hieß «Sieben Tage der Woche³». In allegorischen Bildern, in denen sich die künstlerische Phantasie ständig mit der rauhen Wirklichkeit des sowjetrussischen Alltags mischt, hat der Autor seinen erhabenen Wunsch gestaltet, den Sowjetbürgern ein neues Herz zu geben. Diese Idee wurde an einem Montag geboren, und der Dichter beschrieb die qualvollen, mit unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen verbundenen Bemühungen, die er im ständigen Kampf gegen die menschenfeindlichen Funktionäre und Bürokraten riskierte. Das neue Herz sollte den geplagten Menschen in der Sowjetunion ihre Sorgen wegnehmen und sie mit einer neuen Freude am Leben erfüllen. Mit den neuen Herzen hätte man das Gute von dem Bösen unterscheiden, den Kranken und Schwachen Hilfe gewähren, ja, die ganze Menschheit beglücken können. In dramatischer und ausdrucksvoller Form erzählt der Dichter, wie er sich im Laufe einer Woche um das Schaffen eines solchen Herzens bemüht, welche Enttäuschungen und Rückschläge er dabei erleben muß und wie er bereits an der Schwelle des gelungenen Experimentes an der Verwirklichung seiner Idee brutal gehindert wird. Die herrschenden und alles beherrschenden Mächte hätten ihr Veto gegen das Vorhaben des Dichters erhoben. Und so endet die siebentägige Sisyphusarbeit des Poeten mit einer furchtbaren Niederlage. Statt der wunderbringenden und alles Böse heilenden Herzen gab es wiederum die alten sowjetischen Herzen, die man überall in den Warenhäusern verkaufte und die aus Blech oder aus Gummi, zum Aufblasen oder zum Ausstopfen waren. Das Gedicht von Kirsanow schloß mit dem Optimismus, daß das sowjetische Vaterland seinen Bürgern eines Tages doch den Weg zur Wahrheit und zum freien Suchen nach neuen Ideen und Meinungen durch keine Verbote versperren werde.

Dudinzew und Kirsanow sind nur Symbole für eine Auflehnung, die eine viel breitere Schicht der sowjetrussischen Schriftsteller an der Jahreswende 1956/57 beseelte. Am Ende des Krisenjahres, das den ungarischen Volksaufstand und den Umschwung in Polen brachte, erschien in Moskau die zweite Folge eines Almanachs «Literaturnaja Moskwa», die unter anderem eine Erzählung «Die Hebel» des jungen Schriftstellers *Alexander Jaschin* enthielt. Der Autor, der seinerzeit zum hoffnungsvollen stalinistischen Nachwuchs der russischen Literatur ge-

hörte, schildert, wenn auch künstlerisch in einer nicht ganz vollendeten Form, so doch in ausdrucksvoller Weise, die doppelte Moral der Parteifunktionäre, denen die menschlichen Gefühle und Sorgen, im Vergleich mit der egoistischen Strebsamkeit nach Macht und Stellung, völlig gleichgültig sind. Im gleichen Almanach druckte *Kawerin* seinen Roman «Suchen und Hoffen» ab, in dem er das tragische Schicksal eines auf Grund falscher Denunziationen verhafteten Menschen beschrieb. Ebenfalls Ende 1956 wurde in Moskau eine neue literarische Monatszeitschrift «Moskwa» gegründet, in der von November bis zum Frühjahr 1957 mehrere Erzählungen abgedruckt wurden, in denen man eine deutliche Abkehr von der früheren Schablone merkte. Dazu gehörten vor allem die Erzählungen von *Konstantin Simonow* und *Walzewa*, welche die Übergriffe der sowjetrussischen Geheimpolizei und die Rechtlosigkeit im Sowjetstaat während der Kriegs- und Nachkriegsjahre zum Thema hatten. Wie die bereits erwähnten Zeitschriften machte sich auch die 1956 gegründete Tribüne der jungen Schriftsteller «Molodaja Gwardija» rasch zum Sprecher der rebellierenden literarischen Jugend. Die lange Reihe der oppositionellen Erscheinungen, die sich im Herbst 1956 in der sowjetrussischen Literatur bemerkbar machten, wurde durch eine besonders wertvolle Publikation bereichert. Es war ein Sammelband von Gedichten, der unter dem Titel «Tag der Poesie» herausgegeben wurde. Zum ersten Male seit vielen Jahren konnte man die Werke einer so hervorragenden Dichterin wie Maryna Zwjetajewa, der von Stalins Schergen ermordeten Dichter Pawel Wasiljew, Peretz Markisch, Lew Kwitko sowie die noch unbekanntenen Gedichte von Boris Pasternak lesen. In Leningrad versuchten Wera Panowa und Gorelow in den Zeitschriften «Priboj» und «Literaturnaja Tribuna» eine selbständige Stimme zur Geltung zu bringen.

Dieser Prozeß der spontanen Emanzipation verbreitete sich bald auf die Gebiete der literarischen Kritik. In «Nowyj Mir» hat der Chefredaktor dieser Zeitschrift, Konstantin Simonow, zum ersten Male das Problem des allgemeinen Niederganges der sowjetischen Nachkriegsliteratur untersucht⁴. Der prominente Vertreter der intellektuellen Elite des Sowjetstaates hat die Frage der bewußten Unwahrheit in der Literatur aufgeworfen. Nach Ansicht von Simonow sind die von der offiziellen Kritik als Meisterwerke des sozialistischen Realismus in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg gepriesenen Werke keineswegs in einer realistischen Manier geschrieben worden. Er verurteilte die dogmatischen Anweisungen an die Schriftsteller und Künstler der Partei in den Nachkriegsjahren. Was jedoch den Wert seiner gewiß sehr mutigen Darlegungen beeinträchtigte, war der Versuch, die Hauptverantwortung Stalin zuzuschreiben und die Epoche des Verfalls erst verhältnismäßig spät anzusetzen, während in Wirklichkeit der Niedergang bereits in den dreißiger Jahren begonnen hatte. Auch die Rolle Schdanows, jenes

großen Inquisitors der sowjetischen Kunst und Literatur, wurde von Simonow verschwiegen. Trotzdem hatte man den Eindruck, daß die Grundthese des immerhin weitbekannten sowjetischen Autors eine Diskussion in den literarischen Kreisen der Sowjetunion hervorrufen werde.

Auch Ilja Ehrenburg getraute sich — und zwar in einem Zeitpunkt, in dem die ganze Protestbewegung der Schriftsteller bereits unter dem schwersten Beschuß der Chruschtschew-Partei stand — in einem Aufsatz die Frage der künstlerischen Freiheit zur Debatte zu stellen. Er machte es sehr geschickt, indem er eine Reihe kluger und ketzerischer Gedanken in einem Artikel verstreut hat, der über Stendhal handelt. Der einst unabhängige Geist und spätere Stalinpreisträger Ehrenburg meinte, man könne die Proportionen in der Kunst nicht willkürlich umwerfen und die Handlungen der Helden eines Romans der Grundidee des Werkes unterordnen. Tue man es, so müßten im Endeffekt völlig wertlose Bücher entstehen, die ein kurzlebigen Dasein erwarten⁵.

Dieser kritischen Richtung schloß sich die auch 1956 ins Leben gerufene Zeitschrift «Woprossy Literaturny» an, die ausschließlich den theoretischen Fragen der literarischen Formen dient.

Es wäre falsch, anzunehmen, daß die rebellische Stimmung sich lediglich an den Ufern der Moskwa und Newa verbreitet habe. Der Protest erhob sich auch in den nichtrussischen Republiken des Sowjetimperiums und fand seinen Niederschlag in zahlreichen Romanen, Dichtungen und literarisch-theoretischen Analysen. Eines ist jedoch dabei auseinanderzuhalten: während bei den russischen Schriftstellern und Intellektuellen das nationale Problem aus verständlichen Gründen — die liberal und kosmopolitisch gesinnten Schriftsteller Moskaus und Leningrads sind des russischen Imperialismus und Chauvinismus der stalinistischen Epoche überdrüssig geworden — kaum eine nennenswerte Rolle spielt und im Vergleich mit den allgemeinen gesellschaftlichen Problemen wie soziale Gerechtigkeit und künstlerische Freiheit vollkommen in den Hintergrund tritt, ist gerade das nationale ein hervorstechendes Element, das sich bei jedem Auflehnungsversuch der Intellektuellen der nicht-russischen Völker bemerkbar macht. Natürlich empfinden die Schriftsteller und Künstler der nichtrussischen Republiken die geistige Sterilität des Diktaturstaates nicht weniger als ihre russischen Kollegen. Aber das Gefühl der nationalen Unterdrückung schafft sich logischerweise zuerst ein Ventil, denn das ist die brennendste Frage, welche die Litauer, Letten, Ukrainer oder Armenier berührt. So haben die Litauerin Bujwidajtie in dem Roman «Goldene Schuhe», ihre Landsleute, die Autoren der Oper «Aufständische» Mikolajtis-Putinas, die ukrainischen Schriftsteller Schumylo und Schwezj, ihre armenischen Berufskollegen Sarjan, Darjan Aslajan und andere ihre Stimme für die Verteidigung der nationalen Ideale der sowjetrussischen Kolonien erhoben

Doktor Schiwago von Boris Pasternak

In diesem großen Strom von Beweisen für das Ringen der vergewaltigten Geister um die Freiheit für ihr Schaffen muß ein überragendes Werk eingereicht werden, das allerdings die Druckerschwärze nicht in der Sowjetunion, sondern im westlichen Ausland erhalten hat. Es ist der in Italien erschienene Roman «Doktor Schiwago» des zweifellos bedeutendsten russischen Dichters und Schriftstellers unserer Tage, *Boris Pasternak*⁶. Die Genesis dieser Veröffentlichung in Mailand verdient es, mehr denn je an die Sentenz «habent sua fata libelli» zu denken. Der fast siebzigjährige Dichter, der aus einer kultivierten und künstlerisch hochbegabten Moskauer Familie stammt, wurde Anfang der zwanziger Jahre mit Recht als der aufgehende Stern der neuen russischen Dichtkunst gelobt. Aber er war wohl der einzige russische Dichter, der nie einen Vers der Partei oder dem weisen Stalin widmete, und dafür wurde er hart bestraft. Seit Anfang der dreißiger Jahre durfte er nur für die Schublade schreiben. Daß ihn Stalin nicht ermorden ließ, wird von den intimen Kennern der Zusammenhänge der damaligen Zeit damit erklärt, daß der rote Zar eine merkwürdige Schwäche für die Standhaftigkeit Pasternaks hatte⁷. Die Nachsicht des Regimes dürfte aber auch dadurch erklärt werden, daß man den Dichter als einen kongenialen Übersetzer von Shakespeare, Goethe und Schiller brauchte.

In der Zeit relativer Freiheit im Jahre 1956 hat die sowjetrussische literarische Zeitschrift «Snamja» überraschend mitgeteilt, daß im Frühjahr 1957 ein neuer Roman Pasternaks unter dem Titel *Doktor Schiwago* erscheinen werde. Daraufhin hat der Autor ohne weiteres eine Kopie seines Manuskriptes dem italienischen Verleger Feltrinelli anvertraut, der zu jener Zeit als überzeugter Kommunist in der russischen Hauptstadt weilte. Drei Monate später hat Chruschtschew den Kurs verschärft und Pasternak mußte den Mailänder Verleger um die Rückgabe des Manuskriptes bitten. Aber nach der ungarischen Revolution distanzierte sich Feltrinelli von der kommunistischen Partei Italiens und ließ sich infolgedessen durch Interventionen des Generalsekretärs des sowjetrussischen Schriftstellerverbandes, Alexej Surkow, und sogar des italienischen Parteichefs Togliatti von der Absicht nicht abbringen, das Buch herauszugeben. Die Tatsache, daß die Sowjetunion die internationale Konvention über die Urheberrechte bisher nicht anerkannt hat, hat sich, ähnlich wie im Fall Dudinzews, für den Kreml als sehr nachteilig erwiesen. Mitte November 1957 erschien die italienische Ausgabe des Romans; ihr werden bald die deutsche, englische und französische folgen. Man erzählt sich in Moskau, daß Schepilow den sowjetischen Parteichef vor einer Blamage warnte und eine gekürzte russische Ausgabe vorschlug. Aber nach dem Sturz Schepilows scheint die Partei anderer Meinung zu sein.

Insofern kann das Erscheinen des großen Prosawerkes von Pasternak nicht vom gleichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden, das heißt hinsichtlich der Auswirkung auf die russische Umwelt im Lande, wie die anderen dort erschienenen, wenn auch künstlerisch schwächeren Bücher. Aber ungeachtet der Zensurbarrieren wird der Roman von Pasternak in die Literaturgeschichte der Sowjetunion eingehen, und zwar als ein bleibendes Dokument und Denkmal eines Intellektes, der sich von einer Diktatur nicht bändigen ließ und in seinem tiefsten Wesen frisch, selbständig und kritisch blieb.

Es ist ein breites, episches Werk, dieser 700 Seiten starke Roman «Doktor Schiwago». Pasternak ist ein Dichter, und es kann niemand sonderlich wundern, daß es in seinem letzten Buch Partien gibt, die wie die Wolga ins Uferlose gehen. Der Dichter hat eine Unmenge von Gestalten in sein Werk eingebaut, die das tragische Hin und Her der vorrevolutionären Zeit, der revolutionären Wirren und der postleninschen Zeiten in Rußland personifizieren. Denn der Roman Pasternaks umfaßt einen historischen Abschnitt von 1903 bis 1945. Nirgends findet man darin den Namen Stalin, und sogar der Schöpfer des bolschewistischen Staates, Lenin, wird nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt, ebenfalls wie der GPU-Kommissar Jeschow. Aber trotzdem erlebt man es andauernd, wie der Schatten der unsichtbaren Diktatoren über dem ganzen Land und dem persönlichen Leben der Helden des Romans lastet.

Was Pasternak höchst wahrscheinlich vorschwebte, als er zehn Jahre lang sein kritisches Buch in der dunkelsten Nacht des Stalinismus schrieb, war, den nachkommenden Generationen ein beinahe gleichwertiges Werk wie «Krieg und Frieden» zu hinterlassen. In der ganzen in breitem Wurf entfalteten Manier und Komposition findet man ein Echo des genialen Werkes Tolstois. Auch die einzelnen Personen, ihre Art, tief-sinnige, philosophische Reflexionen zu machen, erinnern sogar stark an einzelne Gestalten des Romans von Tolstoi. Der Roman ist eine Chronik, eine Chronik des Lebens von Jurij Andrejewitsch Schiwago, Sohn eines reichen Moskauer Industriellen, der aktiv und passiv an der Geschichte Rußlands teilnimmt und dabei zu Grunde geht. Dieser Schiwago ist ein merkwürdiger Mensch. Er ist weder Marxist noch Antikommunist, er ist ein Mensch, der die Wahrheit sucht. Einmal, als die bolschewistische Revolution bereits gesiegt hat, wird dieser Doktor Schiwago achselzuckend sagen:

«Marxismus und Wissenschaft? Darüber mit jemandem zu diskutieren, den man kaum kennt, ist mindestens unvernünftig. Aber das ist unwichtig. Der Marxismus beherrscht sich selbst zu schwach, um eine Wissenschaft sein zu können. Jede Wissenschaft wird durch das Gleichgewicht gekennzeichnet. Und Marxismus und Objektivismus? Ich kenne keine Richtung, die stärker von den Fakten isoliert und entfernt wäre wie der Marxismus. Alle haben eine Manie, um sich selbst auf dem Boden

der Praxis zu bestätigen. Und diejenigen, die herrschen, tun alles, um der Wahrheit den Rücken zu kehren, weil sie die Legende der eigenen Unfehlbarkeit aufrechterhalten wollen. Ich verabscheue die Politik. Ich kann die Menschen nicht ausstehen, welche die Wahrheit nicht lieben.»

Dieser Schiwago also, zunächst ein Arzt, zieht aus Moskau in den Krieg, wird nach dem Ural verschlagen, später während des Bürgerkrieges gerät er zu den Partisanen, um dann wieder in ein kleines Nest im Ural zurückzukehren, macht sich nach dem Sieg der Revolution Gedanken und meint dabei: «Ich war ein Anhänger der Revolution, aber jetzt denke ich, daß man durch Gewalt nichts Gutes erreichen kann; zu dem Guten muß man durch das Gute gelangen.» Er hält auch wenig von den Plänen der neuen Herren Rußlands, das Leben umzugestalten. «Das Leben zu verändern! Daran können nur solche Menschen glauben, die selbst vielleicht vieles durchgemacht haben dürften, die jedoch trotzdem das Leben nicht kennen lernten und vor allem seinen Geist nicht verstanden haben. Für sie ist es ein Klumpen des rohen Materials, der durch die Berührung mit ihnen nicht veredelt wurde und den man infolgedessen schleifen muß. Aber das Leben ist keine Materie. Das Leben ist ein Element, das sich unentwegt erneuert und selbst abschleift; das Leben selbst verwandelt sich ewig und ist erhabener als alle unsere engstirnigen Theorien.» Schiwago, der bereits in der Revolutionszeit sieht, wie ein bolschewistischer Partisanenheld und Anbeter des neuen Glaubens von dem Regime, dem er sich verschrieben hat, zerstört wird, kehrt eines Tages vom Ural nach Moskau zurück. Es ist zur Zeit der neuen ökonomischen Politik der bolschewistischen Partei, die er eines Tages als die zweifelhafteste und falsche Periode des Sowjetsystems bezeichnet. Er gibt seinen Arztberuf auf, um zu dichten; das alltägliche Brot verdient er allerdings durch das Schreiben populärwissenschaftlicher Vorträge und Broschüren. Hier könnte man einen einwandfreien selbstbiographischen Zug Pasternaks erkennen. Der edle Mensch Schiwago geht langsam in der sowjetischen Welt, wie auch die meisten Helden des großen epischen Werkes, zu Grunde.

Seine Frau verläßt ihn und geht mit den Kindern in die Emigration, und Lara, eine andere Frau, die Schiwago liebte, wird durch die nachrevolutionären Wirren von ihm getrennt. Als sie nach vielen, vielen Jahren eines Tages in Moskau auftaucht, ist Schiwago bereits tot. Und auch sie «ging eines Tages aus dem Hause, um nie mehr zurückzukehren. Vielleicht wurde sie auf der Straße verhaftet, starb oder verschwand spurlos als irgendeine Nummer des verlorengegangenen Verzeichnisses in einem der ungezählten Frauenlager des Nordens.» Nur zwei Freunde des Romanhelden überleben die furchtbaren Jahre. Gordon und Dodorow, sie werden während des zweiten Weltkrieges zur Bewährung aus den Konzentrationslagern entlassen und tauschen in den Gesprächen an der Front ihre schauerlichen Erlebnisse aus. «Fünf oder zehn Jahre

später», schreibt Pasternak im Epilog seines Werkes, sitzen sie an einem Sommerabend am Fenster in Moskau. Es ist vermutlich der erste Sommer nach dem Tode Stalins. Und Pasternak gibt in einem Satz sein Credo ab. Er lautet:

«Obwohl die Aufheiterung und die Freiheit, wie das die zwei schon alternden Freunde erwartet hatten, nach dem Kriege mit dem Sieg nicht kamen, war es unwesentlich: Der Vorgeschmack der Freiheit lag in der Luft und er füllte die Nachkriegsjahre mit dem einzigen historischen Inhalt.»

In diesem Werk Pasternaks erreicht die Rebellion des Geistes in der Sowjetunion nach dem Tode Stalins den Höhepunkt. Die Diktatur Chruschtschews ist auf allen Fronten zu einem Gegenangriff gegen die Handvoll Schriftsteller und Künstler angetreten. Nun werden wiederum die Jahre des Schweigens und der Öde folgen. Wie lange? Niemand weiß es.

¹«Nowyj Mir» Nr. 8/9/10/1956, Moskau. Da man die Herausgabe des Romans auch in der Buchform 1956 angekündigt hatte und Schepilow, der nach Information der polnischen Wochenzeitung «Nowa Kultura» auf einer Tagung des ZK der PKdSU erklärt haben sollte «Wir brauchen keine neuen Märtyrer» (Nowa Kultura Nr. 21/1957, Warschau), sich dafür einsetzte, ist das Werk «Nicht vom Brot allein...» als Buch erschienen; es wurde in dem Moskauer Verlag Sowjetskij Pisatelj allerdings in einer für die sowjetischen Verhältnisse stark gedrosselten Auflage von 45 000 Exemplaren im Jahre 1957 herausgegeben. In deutscher Sprache erschienen im Verlag der Sternbücher, Hamburg, unter dem Titel «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein», 1957. ²Zitiert aus dem Russischen. ³«Nowyj Mir» Nr. 9/56, Moskau. ⁴«Nowyj Mir» Nr. 12/56, Moskau. ⁵Monatszeitschrift: «Innostranaja Literatura» 6/57, Moskau. ⁶«Il dottore Zivago», Verlag Feltrinelli Editore, Milano, 1957. Darüber der polnische Kritiker Gustaw Herling-Grudzinski in der Zeitschrift «Kultura», Paris, Nr. 1/123 bis 2/124, 1958 (polnisch).